

Wilfried Gottschalch

Ganzheitliche Alltagsorientierung, Gegenübertragung und Arbeitsbündnis in sozialen Berufen.

Einige Anmerkungen zu

Burkhard Müller: Die Last der großen Hoffnungen. Methodisches Handeln und Selbstkontrolle in sozialen Berufen. Weinheim und München: Juventa Verlag 1991, 160 Seiten

1.

Sozialarbeiter sollen und wollen erziehen, kurieren und regieren – also trifft für sie „das Scherzwort von den drei unmöglichen Berufen“ (Freud 1925, S. 565); Erzieher, Arzt, Politiker gleich dreifach zu. Unsicher suchen sie ihren Weg zwischen der Idealität ihrer Hoffnungen und Normen einerseits und der Realität ihres Berufsalltags andererseits. Von dieser Befindlichkeit geht Burkhard Müller in seiner Untersuchung „Die Last der großen Hoffnungen“ aus. Mit Interesse und Gewinn bin ich dem Gang seiner Gedanken gefolgt. Er diskutiert die heute in der Sozialarbeit häufig empfohlene „ganzheitliche und alltagsorientierte Arbeitsweise“, vergleicht „Fachlichkeit und Menschlichkeit im ärztlichen und im sozialpädagogischen Handeln“ und begründet eingehend seine Empfehlung, sich in der Sozialarbeit an den psychoanalytischen Konzepten der Gegenübertragung und des Arbeitsbündnisses zu orientieren. In seiner Arbeit beweist B. Müller nicht nur gründliche und umfassende Literaturkenntnisse, sondern auch seine Fähigkeit, das Gelesene kritisch zu problematisieren. Im folgenden möchte ich das Buch im Hinblick auf seinen Inhalt, aber auch hinsichtlich der in ihm geübten Didaktik und Schreibweise erörtern.

2.

Ich stimme mit B. Müller überein, wenn er gegen die „ganzheitliche und alltagsnahe Arbeitsweise“ in der Sozialarbeit Zurückhaltung übt. Diese ist eben nicht skeptisch-phänomenologisch, wie die von ihr gewählte Begrifflichkeit vermuten läßt. Indem sie „Ganzheitlichkeit“ beansprucht, überfordert sie vielmehr den Sozialarbeiter und kommt der in helfenden Berufen sowieso häufigen Neigung zum „furor sanandi“ und „furor prohibendi“ (der Brunst zu heilen und zu gängeln) entgegen. Eine ganzheitliche Schau ist unmöglich. Auch die „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ des Analytikers sieht nicht alles. Sie versucht vielmehr, zwischen dem zu oszillieren, was die Theorie, welche die Suchbewegung anleitet, sichtbar macht, und dem, was sie verbirgt. Weil aber der Ausspruch der Ganzheitlichkeit gar nicht erfüllt werden kann, verführt

dieser Ansatz häufig zu banaler Geschwätzigkeit. Allzu große Nähe macht blind. Das gilt auch für Alltagsnähe. So misse ich in vielen Studien, die sich der Alltagsnähe preisen, den theoretischen Blick ebenso wie die historische Dimension. Jener müßte Alltag als Alltagswelt und Alltäglichkeit als Verhalten verfremden und problematisieren; dieser den sozial- und lebensgeschichtlichen Kontext erhellen, in dem Alltag und Alltäglichkeit erfahren werden. Das war ja wohl auch Husserls Absicht. Phänomenologische Reduktion in der Sozialarbeit könnte, so gesehen, dazu führen, daß Betroffenheit – das ist allzu große Nähe – in Interesse – das ist dezentes Dabeisein – verwandelt wird. Der Sozialarbeiter würde dann ein unauffälliger Begleiter, wo er heute zuweilen als aufdringlicher Vormund fungiert.

Der Vergleich der Sozialarbeit mit der Medizin liegt nahe. Auch ich habe ihn vorgenommen (Gottschalch 1988, Kap. 9 u.10). Der Beruf des Arztes gehört zu den „unmöglichen“ Berufen. Anders als den Erziehern, Politikern und Sozialarbeitern ist es jedoch den Ärzten gelungen, sich im Alltagsbewußtsein relativ hohes Ansehen zu erwerben. Hat das etwas mit ihrer Nachbarschaft zum Tode zu tun? Immerhin beginnt ihre Ausbildung an einer Leiche. Nicht ohne Gründe wird heute der „ärztliche Blick“ (Foucault) kritisiert, der sich nicht mehr auf das Leiden des Patienten, sondern auf den dahinterliegenden pathologischen Befund richtet. Man sollte jedoch berücksichtigen, daß dieser „ärztliche Blick“ im 19. Jahrhundert aufkam, als sich in Kreisen des Bürgertums „das Moralische“ noch von selbst verstand, was nicht heißt, daß es auch gelebt wurde. Aber die Ärzte standen noch nicht unter dem Zwang, die Kosten für ihre Apparatur zu amortisieren. Sie unterschieden wohl die Krankheit von der Person, was ich für richtig halte, aber sie isolierten sie nicht von dieser. Das setzte sich erst in der industrialisierten Medizin unserer Zeit durch.

Den Respekt, den die Ärzte für ihr Fachwissen erstaunlicherweise genießen – sie können wohl Menschen länger als früher am Leben erhalten, aber kaum besser heilen – werden Sozialarbeiter kaum erlangen. Sie sind Fachleute für Probleme, von denen die Klienten nach der Lösung oft sagen: Darauf hätte ich eigentlich auch selbst kommen können! Dieses Schicksal können Sozialarbeiter dann gelassen ertragen, wenn sie ihren Beruf nicht idealisieren, ihren christlichen bzw. postchristlichen Altruismus ablegen, hinter dem sich ja doch nur der die Klienten beschämende Hochmut der Demut verbirgt. Ist es ihnen darüber hinaus gelungen, etwas von der den Kindern noch eigenen Neugier und Wißbegierde zu bewahren, können sie in ihrer Arbeit zuweilen „listige Vernunft“ (Elkana 1968) üben und die damit verbundene Lust erleben. Ihr Motto wird dann das des epischen Theaters Brechts sein. Dieses lautet in den Worten Walter Benjamins: „Es kann so kommen, aber es kann auch ganz anders kommen“.

Dem medizinisch-naturwissenschaftlichen Denkmodell wendet sich B. Müller noch einmal im Kapitel über die Gegenübertragung (s. 57-94) zu.

Er meint, Freud habe sein Leben lang am medizinisch-naturwissenschaftlichen Denkmodell festgehalten (S. 57). So formuliert, stimmt das nicht. Vielmehr stand er der Medizin skeptisch-ablehnend gegenüber. Das hat Freud oft genug mit der nötigen Deutlichkeit gesagt. Er meinte, „daß der Arzt in der medizinischen Schule eine Ausbildung erfahren hat, die ungefähr das Gegenteil von dem ist, was er als Vorbereitung zur Psychoanalyse brauchen würde“ (Freud 1926, S. 262f.); und in einem Brief an Oskar Pfister schrieb Freud, daß er die Psychoanalyse vor den Ärzten und den Priestern schützen wolle. (Freud, Pfister 1963, S.36). Freilich verstand er die Psychoanalyse als „Naturwissenschaft“. Sie hat mit der Naturgebundenheit des Menschen zu tun und ist in meinen Augen Natur- und Sozialwissenschaft zugleich. Ein wichtiges Motiv hierfür war Freud die Einsicht in die „*Conditio humana*“, in das Wesen jenes Säugetiers, das sich so leichtfertig für Gott hält. Die Bedeutung, die Freud der Biologie für das Geschick der Menschen zumaß, ist nicht reaktionär, sondern eine befreiende Idee. „Sie gibt uns zu bedenken, daß die Kultur keineswegs allmächtig ist. Sie läßt uns vermuten, daß es einen Rest menschlichen Wesens jenseits der Reichweite kultureller Kontrolle gibt und daß dieser Rest ..., wie elementar er auch sein mag, dazu beiträgt, die Kultur selbst der Kritik zu unterwerfen, und ihren Absolutheitsanspruch reduziert“ (Trilling 1990, S. 290f.). Dergleichen Einsichten können pädagogische Optimisten nicht gebrauchen, denn die Psychoanalyse handelt, wie auch B. Müller in der Nachfolge von Bernfeld schreibt, von den Grenzen der Erziehung und Sozialarbeit, nicht von den Wundern, die viele von ihr erwarten. Mit Nachdruck weist B. Müller auf die Notwendigkeit der Analyse der Gegenübertragung, das sind die negativen und positiven Gefühle des Analytikers bzw. Sozialarbeiters gegen seine Klienten und Untersuchungsobjekte. Hierfür wäre sicher eine Lehranalyse oder die Teilnahme an Balintgruppen hilfreich. Aber die Lehranalyse, so wie jetzt geübt wird, ist wegen ihrer Länge und der damit verbundenen Folgen problematisch, und die Teilnahme an relativ guten Balintgruppen wird nur selten möglich sein. Ich meine, daß schon viel erreicht wird, wenn Sozialarbeiter sich in den Grenzen dessen, was sie als analytische Laien vermögen, ihrer Gegenübertragung bewußt zu werden versuchen. Das könnte einigen ungewollten Nebenfolgen psychosozialen Handelns entgegenwirken. Mit B. Müllers Kritik an Anna Freuds und August Aichhorns Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik bzw. Sozialpädagogik stimme ich nicht ganz überein. Ob es uns gefällt oder nicht: „Die Erziehung muß ... hemmen, verbieten, unterdrücken und hat dies auch zu allen Zeiten reichlich besorgt“ (Freud 1932, S. 160). Eine Gleichsam „unschuldige“ emanzipatorische Erziehung gibt es nicht. Emanzipation entläßt aus lebensgeschichtlichen Bindungen, sie setzt den Emanzipierten aber auch neuen Bindungen aus. Welche sind das? Welche halten wir für wünschenswert? Wie sollen unsere Kinder einmal werden? Anna Freud hatte bürgerlich-liberale Erziehungsziele, August Aichhorn bürgerlich-christliche. Das war ihre

Wahl. Als Wissenschaftler können wir nur erhellen, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, wenn solche Erziehung geleistet werden soll, und welche Folgen sie hat, wenn sie gelingt. Immer aber werden Erziehung und Sozialarbeit etwas anderes sein als Wissenschaft und das auch dann, wenn psychosoziales Handeln sich an Wissenschaft orientiert und wissenschaftlich verantwortet werden soll. Den meisten Erziehern und Sozialarbeitern werden überdies die Ziele ihrer Arbeit vorgeschrieben. Sie erreichen schon viel, wenn sie ihre Kinder und Klienten so weit wie möglich vor Harm schützen.

Im vierten Kapitel diskutiert B. Müller das psychoanalytische Konzept des Arbeitsbündnisses. Dieses ist von Ralph R. Greenson (1967) entwickelt worden. Er bezeichnet damit den „relativ“ unneurotischen, rationalen Rapport zwischen dem Patienten und seinem Analytiker“ (S. 204). Es geht also um ein Bündnis zwischen dem vernünftigen Ich des Patienten und dem analysierenden Ich des Analytikers. Kritisch setzt sich B. Müller mit einigen nichtanalytischen Konzepten des Arbeitsbündnisses als Elemente sozialpädagogischer Reflexivität auseinander. Dabei kommt freilich die Frage zu kurz, wie man in der Sozialarbeit zu einem Arbeitsbündnis mit seinen Klienten kommt. Ein Arbeitsbündnis kann man ja nicht, wie Müller in der Auseinandersetzung mit einigen instrumentalen Konzepten auch nachweist, wie einen Vertrag abschließen. Es entwickelt sich fast unmerklich. Aber man kann das „Umfeld“ und „Infeld“ (Kurt Lewin) des Klienten so verändern, daß seine Entwicklung begünstigt oder gestört wird. Meiner Erfahrung nach gelingt die Förderung des Arbeitsbündnisses dort, wo der Wißtrieb des Sozialarbeiters und des Klienten geweckt und gebraucht wird, um das Problem, das gelöst werden soll, zum Objekt gemeinsamer Forschung zu machen. Es entsteht dann ein Junktim von Helfen und Forschen, um ein Wort von Freud zu paraphrasieren.

Wie schon im 3. Kapitel des Buches schlägt in diesem Kapitel eines seiner Vorzüge in einen Mangel um: Die gründliche Auseinandersetzung mit der Fachliteratur führt dazu, daß sich die Ausführungen B. Müllers auf einigen Seiten etwas erfahrungsfern lesen. Nun haben Hochschullehrer der Sozialpädagogik oft wenig Felderfahrungen, und wo dies der Fall ist, geraten diese hinter den Aufgaben der Forschung und Lehre oft in Vergessenheit. Aber das muß nicht so sein, denn Hochschullehrer begleiten Studenten und reden mindestens in der Sprechstunde mit ihnen. Hier können sich unter günstigen Umständen Arbeitsbündnisse entwickeln, über die zu berichten und zu reflektieren sich lohnt. Der Autor steht hier vor einer didaktischen Entscheidung. Burkhard Müller hat sich mit der Gewissenhaftigkeit des „Berufsmenschen“ für das Durcharbeiten der Fachliteratur entschieden. Ich aber bin auf seine Erfahrungen im Umgang mit Klienten, Studenten und Kollegen neugieriger als auf seine Leseerfahrungen.

3.

Damit komme ich zum dritten Teil dieser Rezension, indem ich mich einigen Aspekten des Denkstils und der Didaktik, die in diesem Buch erkennbar werden, zuwende. Ich habe das Buch gern und mit viel Interesse gelesen. Aber die Lektüre fiel mir streckenweise schwer. Einen Grund hierfür sehe ich darin, daß B. Müller sich offenbar genötigt glaubte, die zeitgenössische Fachliteratur so umfassend wie möglich zu berücksichtigen. Das führte dazu, daß er viele schlecht geschriebene Texte zitierte, zu denen ich auch solche heute tonangebenden, wie die von Apel und Habermas rechne. Von Brechts Forderung „Anmut spart nicht noch Mühe!“, erfüllte er nur den zweiten Teil. B. Müller muß das wohl selbst so empfunden haben, denn dort, wo er „durcharbeiten“ hätte schreiben müssen, gebraucht er das Wort „abarbeiten“ (z.B. S. 82 u. 134). „Abarbeiten“ aber heißt nicht nur „ein Pensum durch Arbeit schrittweise erledigen“, sondern auch „bis zum Ende der Kräfte arbeiten“. Stand B. Müller unter dem „Terror des Überichs“ (Gottschalch 1988, S. 186-207), als er dieses Buch schrieb? Das weiß ich nicht.

Ich selbst spiele gern mit Sprache und meine, jeder Wissenschaftler sollte das tun. Überlegen wir, was unsere Hörer und Leser assoziieren, wenn wir etwas sagen und schreiben, dann können wir manchen Mißverständnissen zuvorkommen. Das möchte ich am Beispiel eines Zitats erläutern. Auf S. 72 zitiert B. Müller eine Formel von Thea Bauriedel. Sie lautet: „Sich-nicht-verwenden-lassen-und-den-andern-nicht-verwenden“. Diese Formel ist mir zu griffig und zu asketisch. Es gibt Situationen, in denen es hilfreich sein kann, wenn man sich verwenden läßt. Ich jedenfalls wünsche, daß ich durch meine Arbeit für andere nützlich bin. Auch habe ich erfahren, daß das „Sich-verwenden-Lassen“ lustvoll sein kann, in einem gelungenen Sexualakt z.B. Was Thea Bauriedel meint, ist etwas anderes und müßte exakt ausgedrückt heißen: „Sich-nicht-mißbrauchen-lassen-und-den-andern-nicht-mißbrauchen“.

Auch B. Müller fließen zuweilen in der Fachsprache alltäglich gewordene, aber doch unbesonnene Formulierungen ein, so, wenn er von „moralischen Strategien“ (S. 105) spricht. Ich assoziiere: Nicht nur Politiker sollen die Sozialarbeiter sein, sondern auch noch „Heerführer“ (Stratos – Heer, agein – führen). Sozialarbeit wäre dann Feldherrenkunst und „moralische Strategie“, die Kunst, einen Kreuzzug zu führen. Mit diesen Assoziationen habe ich natürlich der sadistischen Lust des kritischen Rezensenten gefrönt. Mein versöhnliches Überich macht mir das möglich und auch B. Müller wird mit Humor Nachsicht üben. Aber doch – oder nicht? Jedenfalls halte ich nichts davon, Wörter aus der Fachsprache des Militärs in unsere Fachsprache zu integrieren.

In den Schlußbemerkungen geht B. Müller noch einmal auf das Thema seiner Arbeit ein. Seine Absicht ist es, eine mögliche Grundhaltung zu finden, die den Sozialarbeitern hilft, sich dem Realitätsprinzip ihrer Berufstätigkeit zu stellen, daß ich nicht besser in Worte zu fassen

vermag als mit einer Verszeile von Arthur Schnitzler: „Sicherheit ist nirgends“. B. Müller knüpft hier an Siegfried Bernfeld an, der für Bescheidenheit aus Bescheidwissen plädiert, vor pädagogischen Allmachtsphantasien warnt und mit Freud den menschenfreundlichen Pessimismus teilt. Gern zitiere ich, was B. Müller hierzu schreibt: „Diese Haltung ist auch frei von der Überschätzung der Möglichkeiten, durch erzieherisches Handeln Lebenschancen zu verändern, frei von der Überschätzung der Konsensfähigkeit gesellschaftlicher Wertorientierungen und ohne Unterschätzung der Macht des ‚kompakt Falschen‘ (Adorno) in den herrschenden Verhältnissen; also eingedenk der ‚Grenzen der Erziehung‘“ (S. 133). Sozialarbeiter können nicht 24 Stunden lang am Tag Heilige oder Helden sein. Sie sollten „nicht zu vorzeitigem Erbarmen neigen, sondern in nüchterner Güte zu beharren wissen“ (Nossack 1946, S. 66). Wir Wissenschaftler aber sollten uns weigern, moralische Wertetafeln zu meißeln. Freud hatte recht, als er am 24.2.1928 seinem Freund Oskar Pfister schrieb: „Die Forderung, die Wissenschaft solle eine Ethik herstellen, ist unbillig – die Ethik ist eine Art Fahrordnung für den Verkehr unter den Menschen –“. Es bringt nichts, sie in einen „kategorischen Imperativ“ gipfeln zu lassen – wie immer dieser auch formuliert würde.

Literatur

Bernfeld, S.

1925 Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung. Leipzig, Wien, Zürich (Internationaler Psychoanalytischer Verlag)

Elkana, Y.

1986 Anthropologie der Erkenntnis. Die Entwicklung des Wissens als episches Theater einer listigen Vernunft. Frankfurt/Main (Suhrkamp)

Freud, S.

1925 Geleitwort zu Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung von August Aichhorn. In: GW 14, S.565-567

1926 Die Frage der Laienanalyse. GW 14, S.207-296

1932 Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 15

Freud, S. und O. Pfister

1963 Briefe 1909-1939. Frankfurt/Main (S. Fischer)

Gottschalch, W.

1988 Wahrnehmen, Verstehen, Helfen. Grundlagen psychosozialen Handelns. Heidelberg (Asanger)

Greenson, R.R.

1967 Technik und Praxis der Psychoanalyse. Stuttgart (Klett-Cotta) 1986

Nossack, H.E.

1946 Bericht eines fremden Wesens über die Menschen. In: Ders.: Die Erzählungen. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1987, S.63-66

Trilling, L.

1950 Freud: In und jenseits der Kultur. In: Ders.: Kunst, Wille und Notwendigkeit. München (Hanser) 1990, S.266-296